

**Doris von Stokar**  
**„Pollenflug“**  
**Zeichnungen 2002 – 2005**

Vermutlich, vielleicht ist es ihnen bei der Begegnung mit diesen Zeichnungen ähnlich ergangen wie vielen anderen zuvor. Der erste Eindruck ist: Das kenne ich doch, das habe ich auch schon gesehen. Aber wenn man es dann benennen will, fehlen auf einmal die Worte dazu. Nichts ist hier eindeutig, am wenigstens dasjenige, was es zunächst zu sein scheint. Da glaubt man etwa, eine weibliche Brust zu erkennen - oder handelt es sich nicht doch um ein Augenpaar oder sogar um etwas ganz Flüchtigtes: die Samenstände des Löwenzahns, kurz bevor der Wind sie davonfliegen lässt? Nichts wird wirklich fassbar - ausser dem Einen: dem Bereich, aus dem alles herkommt. Alles ist vegetativ, organisch, naturhaft - wobei zur Natur auch und nicht zuletzt der eigene Körper gehört.

Doris von Stokar erfasst ihre alltägliche Umgebung mit der Neugierde und Präzision eines Naturforschers. Oberflächenstrukturen, seien es pelzige, fasrige oder wie auch immer geartete, gibt sie mit fast greifbarer Sinnlichkeit wieder - und nimmt doch alles Sinnliche insofern wieder zurück, als sie auf Farbe verzichtet, sich auf ein einziges Medium beschränkt, den Bleistift, der aber natürlich eine Vielfalt von differenziert eingesetzten Bleistiften ist. Sie selber fühlt sich als Zeichnerin wie eine Art Filter, durch den die Erscheinungen hindurchgehen, um zu etwas zu werden, das sie nicht mehr benennen kann. Dabei ist dieser Prozess bei ihr, die vorzugsweise in Serien arbeitet, mit dem vollendeten Blatt noch nicht unbedingt abgeschlossen. Was nach einer solchen Filterung zurückbleibt, könnte man als das Wesen, beispielsweise einer Pflanze, umschreiben. Oder es liesse sich von Verdichten, von Dichtung sprechen. Denn diese Zeichnungen haben tatsächlich eine Verwandtschaft mit Lyrik, wo ja gerade dort, wo ein alltägliches Phänomen mit wenigen Worten genau erfasst wird, diese Worte sich auf einer ganz anderen, unalltäglichen Ebene bewegen.

Intensiv thematisiert die Künstlerin, die auch viele Performances gemacht hat, den Körper, den eigenen Körper. Das ist für einen Mann naturgemäss nicht ohne weiteres nachzuempfinden oder auch nur zu formulieren, und so bin ich um so dankbarer, dass sie trotz der Schwierigkeiten, die ja in der Sache selber begründet sind, sich darüber auch verbal geäussert hat: <Zeichnen ist für mich wie eine sinnliche, traumwandlerische Aufnahme des eigenen Körpers, Auseinandersetzung mit ihm, der eigenen Weiblichkeit, der Rolle der Frauen, dem Menschen, der Welt. Bilder, Gegebenheiten, Details, die mich seltsam berühren, sich mir einprägen, lassen sich auf fast intuitive Weise auf Papier nieder - als Zeichnung: mit lyrischer Zeichensprache das weibliche Körperempfinden ausdrücken.>

Wenn hier gewissermaßen vom Frausein her die Welt erfahren und erfasst wird, ist man rasch bereit, von spezifisch weiblicher Kunst zu reden, was heute gelegentlich etwas klischeehaft wirkt, in diesem Falle aber auch konkret auf Motive verweist, die man nach wie vor mit Alltag und Geschichte der Frau

assoziiert: das Wäschewaschen zum Beispiel. Wäsche, die zum Trocknen an der Leine hängt, ist ein vergleichsweise deutlich definierbares Motiv; aber gerade hier zeigt sich: Alles ist in Bewegung, in einem Schwebezustand, der leicht zum freien Flug werden könnte, dem Flug der Blüten im Wind - und immer wieder der Schirmchen des Löwenzahns, die ja schon Federico Fellini fasziniert haben. Alles ist in seiner Leichtigkeit auch transparent, verletzlich, lässt erkennen, zumindest erahnen, was darin, was dahinter steckt. Das Textile fasziniert die Künstlerin, Fäden, die sich, gesponnen, gewoben, zu einem kompakten Ganzen verdichten oder in die sich dieses bereits wieder auflöst, in einem Werden und Vergehen, welches die Grenzen zwischen dem vom Menschen Geschaffenen und dem naturhaft Entstehenden zum Fließen bringt.

Flüchtigem, das sich verfestigt, oder Festem, das sich auch schon wieder verflüchtigt, begegnen wir allenthalben: Das kann neben Textilem auch das menschliche, das weibliche Haar sein, das, eben noch fein und beweglich, zum kompakten Rossschwanz gebunden wird. Weiches kann einen harten Kern haben, wie der Stein im Fruchtfleisch oder die in Fäden eingebettete Spindel, welche die Künstlerin in der Reihe der <Brustspindeln> beschäftigt hat. Oder Hartes gibt umgekehrt ein weiches Inneres frei, wie die Hüllen, der die Raupe und schliesslich der Schmetterling entschlüpft, wie ein Kokon, wie eine Fruchtkapsel. Solche allmählichen Übergänge zwischen gegensätzlichen Zuständen in einem ewigen Kreislauf lassen unwillkürlich an Metamorphosen im Sinne von Goethe denken, an Wandlungsprozesse in der Natur, die als Analogien zur Geschichte des Menschen wie zur Geschichte des einzelnen Menschen erscheinen.

Denn wesentlich für die Zeichnungen von Doris von Stokar ist ja die Art ihrer Entstehung, die Lebenshaltung, die sie entstehen lässt und die sich in einen betonten, fast anachronistischen Gegensatz zu einer von der Technik beherrschten Welt stellt. Sie könnte ja heutzutage mit Naturfotografien und deren nachträglicher Bearbeitung am Computer sehr viel rascher und bequemer zu künstlerischen Ergebnissen kommen, die vielleicht auf ihre Weise auch zu überzeugen vermöchten und doch mit dem, was wir hier sehen, sehr wenig zu tun hätten. Denn was wir in diesen Blättern sehen oder fühlen oder eben beides zusammen, ist nicht zuletzt die Zeit, die in sie eingeflossen ist: eine Zeit des geduldigen Beobachtens und des stillen Hineinhorchens in den eigenen Körper, schliesslich die Zeit der langsamen handwerklichen Ausführung, die mit dem teils vielschichtigen Auftragen und gelegentlich auch wieder Abtragen der Bleistiftschichten unwillkürlich an die altmeisterliche Malerei mit Lasuren erinnern mag, Zeit, die es sich lohnte für die Kunst zu opfern - eine Zeiterfahrung alles in allem, die sich, so ist zu hoffen, auch auf die Betrachtenden überträgt.

**Martin Kraft, Kunsthistoriker**

**Einführung zur Ausstellung von Doris von Stokar in der Galerie Jörg Stummer,  
Zürich, 7. Mai 2005**